

# Das Gedicht.

Von  
H. Kinsky.

(Nachdruck verboten.)

Es ist irgend etwas stark Auslieferungsbefürhtiges beim flackernden Schein des zerkrümelten Glühwürmchens, als ihr Mann ihr sein Gedicht vorlas. Es war ein sehr schönes Gedicht; jeder der vielen Berge räumte sich: Herzen, Scherzen, müssen, täuschen, nennen, brennen. Wie bei anderen Dichtern war auch eine neue Wortbildung darunter: Gluten, muten, Wuten von Mut. Der Mann, der im gemüthlichen Leben immerfort Rednungen sich hat mit einer ausgezeichnet lesbaren Schritzt mühte abends nach getaner Arbeit nicht recht, was er mit sich anfangen sollte. Romane und Erzählungen? Immer nur von Glück und Not zu lesen, wird auch langweilig. Die Frau hatte fortwährend zu nagen, sie wurde gar nicht fertig vor lauter Fickwerk. Und dann rechnete sie immer, und dennoch war immer kein Geld da, trotz des Rednens. Da versuchte sich der Mann einmal mit Dichten. Wenn's andere können, warum nicht er? Und abgesehen von den 50 Pfennigen pro Zeile, der Ruhm! Sein Name in der Zeitung! Alle 50 000 Abonnenten lesen das Gedicht, auch die Kollegen und der Chef. „Gut mal, der Meier, das hätte ich hinter dem Manne nicht gedacht. Der muß eine Aufseherung haben.“ So würde wohl der Chef denken. — Und das Gedicht wurde fertig. Die Frau fand es nett, hübsch. Seine lächelte sie über die glücklichen Verse, die so gar nicht zu ihrem Manne paßten, der mit Vorliebe Regel sprach und seine Tabakspfeife viel liebevoller betrachtete als sie. Aber sie freute sich über das Gedicht. Es wurde fäuberlich abgeschrieben, in ein Kuvert gesteckt und mit einem entsprechenden Begleitbrief, in bescheidenstem Tone gefaßt, an die Redaktion des Täglichen Anzeigers gefandt. Was am nächsten Tage nicht im Blatte stand, war zum Erschrecken des Dichters — das Gedicht. Ein anderes, viel kleineres, stand darin, das sich hinten nicht einmal reimte, und das eigentlich gar keinen Sinn hatte. Der Dichter wartete noch drei Tage, dann nahm er sich eine Stunde Urlaub und besuchte den Feuilletonredakteur des Täglichen Anzeigers. Er wurde vorgelesen und stand bald vor dem Manne, dem er sein Gedicht überfandt hatte. „Ach so, Ihr Gedicht. Ja, ja,“ sagte der. „Hier muß es irgendwo — zum Teufel, ich hatte es ja gestern erst — ja richtig! Das Gedicht — hm — es ist ja sehr schön, aber der Raum-mangel. Wirklich, es kann nicht gedruckt werden, und wenn es noch so schön ist.“ Daraus verwirrt stand das Haupt des Redakteurs hinter einem Stoß Zeitungen, ein anderer Herr rührte herein, stieß den Dichter beiseite, und dann kam noch einer, der ihm auf die Hüfteneragen trat, aber derb. Und mit einem Male stand der Dichter wieder auf der Straße. Hinter großen Fensterhebeln raute eine Maschine, große Rollen Papier lagen auf dem Dofe, ein Auto wurde mit Zeitungspapier beladen, Arbeiter in blauen Wisen rannten hin und her. Auf der anderen Seite des Gebäudes stand ein Hausen Weiber, die warteten auf die Zeitungen, um sie in die Häuser zu tragen. Der Dichter blinnte durch das Fenster auf die Maschine. Die spie formidäbren gefaltete Zeitungen aus, lauter gefaltet, wie am Schnürchen. Und in keiner dieser vielen Zeitungen fand auch nur eine einzige Zeile seines Gedichts. Er lauchte sich bei einer der Frauen eine solche Zeitung, die noch seufzte war. Da stand der Leitartikel, dann kam die Politik, die auswärtige und die innere. Dann kamen Berichte aus der Stadt, aus der Provinz, aus dem Reich, Börsenberichte, Kurzweil, dann kam der Roman, eine kleine Skizze, und dann, er wäre vor zeudigen Schreck fast umgefallen, dann kam sein Gedicht. Oben stand fett gedruckt der Titel: Herbstabend. Dann kam der Name: von Friedrich Meier. Und dann kamen die Verse. Was das ein Hochgefühl, seinen eigenen Namen gedruckt zu sehen. Dann rechnete er aus, daß das Gedicht mindestens 20 Mark einbringen müßte, die Worte für einen Monat.

Als Herr Meier nachmittags in sein Büro kam, herrschte bei seinem Eintritt lautlose Stille. Mit offenem Maul barrete ihn der Lehrling an; der Buchhalter warf über seine Brille hinweg einen schmerzlichen Blick auf ihn, und hinten in der Ecke, wo die Schreibtischmännchen saßen, hörte man leises Wischern. Der Reisende, der zufällig einmal im Geschäft erschienen war und neugierig am Kassenfenster lehnte, künzte auf Meier zu und lächelte — laut geklopft durfte bei Hannstiel u. Co. in den Dienststunden nicht werden — Gratulliere, Herr Schüller, Meier, wollt' ich sagen. So

was möcht' ich auch können. Der zweite Goethe sind Sie, der zweite Goethe.“ „Herr Meier!“ rief es plötzlich vom Zimmer des Chefs her. Es klang etwas scharf, und das ganze Personal von Hannstiel u. Co. forschte auf. Es konnte diesen Ton. Der Dichter legte seinen Federhalter beiseite, warf einen kurzen Blick in seinen runden Taschenspiegel und betrat das Allerheiligste. „Herr Meier,“ sagte Hannstiel senior mit seiner feinen Stimme, „hier die Rechnung stimmt ja wieder nicht. Ihre Gedanken scheinen manchmal nicht bei der Sache zu sein, Herr Meier.“ Und neben dem Chef lag der Tägliche Anzeiger. Das Gedicht war rot angegriffen und mit einem großen blauen Fragezeichen versehen. Diese Art Bezeichnung war Gewohnheit des Kompagnons, Herrn Breitbart. Der Dichter stotterte eine Entschuldigung und ging mit seiner falschen Rechnung aus dem Zimmer.

Eines Tages brachte der Geldbrieftäger fünf Mark, das Honorar für das Gedicht. Die Frau des Dichters lächelte; sie hatte wieder einmal falsch gerechnet. Der Dichter aber war stolz auf den klingenden Lohn, wenn er auch nur aus Papier war. Aber er hat kein Gedicht mehr fertig gebracht. Herr Breitbart hatte ihm das Dichten vererbt. „Herr Meier,“ hatte er gesagt, „finde ich noch einmal ein Gedicht von Ihnen in meine Blatte, dann bestelle ich erstens die Zeitung ab, und zweitens: für Dichter ist kein Platz bei Hannstiel u. Co.“

Nur ganz heimlich, wenn's niemand sah, zog der Rechnungsschreiber Meier hie und da sein gedrucktes Gedicht aus der Tasche und las es zum hundertsten Male — ganz heimlich.

## Literatur.

„**Marlas Lied**“ und „**Ich trage meine Minne**“, zwei Bücher von Otto Buchmann (Fischbeins Verlag, Hannover).

Zwei Gebetsbücher, zwei heilige Bücher voll unmittlicher Wirklichkeit. Zwei Augenblicksbücher, kurzen Vauß schenkend wie süßer Wein, aber nichts Dauerndes bietend. „**Marlas Lied**“ — ein Gedicht in Prosa, „**Ich trage meine Minne**“ — Gedichte in Versen: Prosa und Verse fließend, überausend von Rhythmus. Es sind Lieber der ringenden Worte, die der überflüssigen Empfindungen; sie rauschen vorbei — man vergißt sie bald, hat nur noch eine ferne, lächelnd verflingende Erinnerung an sie, wie man im Walde die Glocken eines fernen Dörfchens in unendlicher Harmonie aus unendlicher Weite herüberklingen hört. Leben ist ein Schreiten von Ansdacht zu Ansdacht, Liebe ein ewiges, reines Priestertum. In „**Marlas Lied**“ singt Buchmann: „Leben heißt mit gefalteten Händen durch ein Band der Wunder gehen, und Lieben heißt einen Menschen erleben bis in die letzten Tiefen seines Seins.“ Eine zeitlose Seele spricht hier zu Verlesenden, ein Philosoph, erfüllt von sich drängenden Reflexionen, sondern einer, der die Welt in seinem Gefühl erlebt. „**Marlas Lied**“ soll das Lied der Einen, der Reinen, der Höben und Heiligen sein — und ist das Höchste der Frauen geworden, deren Sünde die Pforten des Lebens erschließen. Buchmann ist der Frauenlob, der vor ihnen auf die Knie sinkt und sie in einem von himmlischen Harmonien erfüllten goldenen Gotteshaus anbetet — als Königinnen, als Priesterinnen. Doch: „Was braucht ein Vogelged noch ein Geleitwort? Es singt für sich selber.“ So hat Ludwig Kinsky, der Dichter, gesagt.

„**Die von Herff, Theoretische Biologie**. Verlag von Gebriüder Baetel (Dr. Georg Poetel), Berlin W 35.

Von einem der erfolgreichsten Forscher auf dem Gebiet der experimentellen Tierphysiologie wird hier zum ersten Male auf erkenntnistheoretischer Grundlage eine wirkliche Theorie der Biologie geboten, die diese Wissenschaft aus ihrer bisherigen völlig unklaren Stellung heraushebt und sie auf eine feste Grundlage stellt. Hierdurch wird die Biologie zu einer neuen selbständigen Wissenschaft erhoben und ihr die Führerschaft über die anderen Naturwissenschaften übertragen. Eine neue umfassende und leichtfaßliche Relativitätstheorie wird hier geboten, die den biologischen viel zu engen anthropozentrischen Standpunkt verläßt. Ein jedes lebende Wesen wird als selbständiger Weltmittelpunkt gewertet und dadurch zum ersten Male einer exakten Erforschung des Lebens die Wege gemiesen.

Zu beziehen durch die  
**Goethe-Buchhandlung Halle a. S.,** Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4529 u. 1630.

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 261

Sonnabend, den 20. November

1920

## Der Alp von Zerled.

Roman von  
Aart Marrens.

Nachdruck verboten.

(19 Fortsetzung.)

„Für mich sind Sie es, Baroness, wenn Sie es befehlen. Ob aber auch für andere, die Sie quälen?“

„Ich quäle niemandem. Schlimmstens quält sich irgendein Tropf im nich. Gut, das kann ich ihm nicht verbieten.“

„Doch, Sie können es. Lassen Sie aber Ihre Abneigung keinen Zweifel aufkommen!“

„Ach Gott, ich kann doch abgeneigt sein auch ohne Abneigung. Nehmen wir an, der bewachte Andere hätte die an sich nicht unympathische Furcht, sich nichts bis vor meine Türe zu schleichen. Soll ich ihm die Tür öffnen, bloß weil mich solche Kühnheit freut. Nein, ich werde ihm meine Anerkennung durch das Schließen der Tür und ihm wohlwollend wieder nach Hause schicken. Oder er überhört mich mit Billedeur. Wenn ich ihm ein halb Duzend mit ein paar mit lebigen Zien beantwortete, die nur den Zwang haben, ihm eine kleine Herzjählung zu verabreichen, muß ihn das gleich unheimlich? Ich habe ihn doch ganz gern, da wäre es unehrlich von mir, das Gegenteil zu behaupten und ihn in die tiefsten Abgründe der Verzweiflung zu führen.“

Bei solchen Belanntschaften konnte Da leb und treuherzig dreihalb wie ein gutartiges Kind, das nie ein Herzfetzen gerührt hat. Die sanfte beheldne in Anmut ihrer Erscheinung tat das ihrige dazu. Ihre juchstollen Gebärden, halb hüftig, halb abwendend, hatten dann eine besagende Grazie, und wenn sie etwa gar noch irgendeine kitzlige Schmeichelei für sich selber einflocht, konnte man sie ganz wunderbar um's Herz werden. Was für ein besagenderes Herz, in, sagte ich mir. Gnade Gott denen, die den Widerhaken solch vermaledeiter Netze im eigenen Felle spüren!

Was mich nicht am meisten beunruhigte, war die Frage, wie sich die beiden Söhne von der Lüge zu Robert's gefährlichem Treiben stellen würden. Für sie war natürlich ausschließlich der Ehrpunkt maßgebend. Sie fanden, daß ihre Schwester anbauend beleidigt werde, mochten sie sich selbst auch keineswegs beleidigt fühlen.

Baron Christoph bestand sich in einem Tlemma. Er schuldete Robert's Heyd nicht nur jene beträchtliche Summe, die er zu Wirtschaftszwecken halb erpreht und halb erbittelt hatte, sondern auch noch mehrere kleine und größere Beträge aus dem Hazardspiel im Klub, die er weder bezahlen konnte noch wollte; er trug sich sogar mit der Hofnung, bei günstiger Gelegenheit die Schraube von neuem anzuziehen. Mit dem Gedanken, daß diese bequeme Geldquelle für immer versiegt ist, mochte er sich durchaus nicht befremden. Er beschrankte sich daher darauf, wenn das Gerede auf den „Point d'honneur“ kam, ärgerlich vor sich hin zu brummen, „Abwarten und Tee trinken“ zu empfehlen.

Abrecht dagegen, der inobendste Heißsporn, steigerte sich mehr und mehr in eine Bersekerwelt hin, die sich schließlich in wüsten Verwünschungen und Drohungen entlud. Ich glaube nicht viel darauf geben zu sollen, wurde jedoch bald eines Besseren belehrt.

Vorläufig hielt er sich noch zurück, da sein Onkel, Herr von Camberg, sich erboten hatte, mit Robert's Heyd, den er sehr schätzte und fast als Freund betrachtete, ein ernstes Wort zu reden.

Ich beifte mich, den Kammerherren aufzusuchen, damit er

die Sachlage nicht nur aus der Darstellung seiner maßlos gezeigten Verwanden kenne. Ich erzählte ihm von in ihrer Begegnung mit Robert's, von Frau Karlas Angst und Sorgen, schiderte ihm das zerstückte Gemüt des von so ungeliebter Leidenschaft Ergriffenen, seine Ohnmacht im Kampf mit Das Gefallsucht und hat ihn, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem Robert's Heyd ohne verlebende Schärfe turgt und seiner Familie zurüdgebelegt werden könne.

Herr von Camberg, als nachsichtiger, auch in amouösen Konflikt erfahrener Weltmann, hörte mich ruhig an und zeigte volles Verständnis für das Leiden unseres gemeinsamen Freundes. Dabei konnte er aber doch nicht umhin, Das Partei zu nehmen:

„Sie ist ja noch ein halbes Kind,“ sagte er, nachdenklich seine Zigarette betrachtend. „Mit jungen Mädchen ist in solchen Fällen nicht zu reden; am wenigsten schickt es sich für einen alten Junggesellen. Es wäre lächerlich, wollte ich mich herausnehmen, sie wegen der Weltung ihrer klüglichen Persönlichkeit zur Rede zu stellen. Das ist höchstens Sache der Mutter, und die hat schon längst keinen Einfluß mehr auf sie. Ebeufewenig kann ich ihr klar machen, was es heißt, aus einem respektablen Manne so etwas wie einem dummen Jungen zu machen. Sie folgt wie tausend andere ihrem natürlichen, meistensalben aus derarteten Willensstift und hat an seiner Auswirkung ihr heimliches Vergnügen. Ich habe in meiner Jugend auch schon Weibchen erlebt und bin damit fertig geworden. Wenn Heyd zu unterliegen droht, so rechne ich — ich ihm gar nicht als Schuld an, muß ihn aber doch — ich kann mir nicht helfen — als einen halben Narren betrachten. Zum Teufel noch mal, er soll ein anderer Reiter aufsuchen, wo es paßtere und angenehmere Zerstreuung gibt, oder soll sich als Patient in ein Sanatorium aufnehmen lassen, damit ihn der Doktor mit Brom und Hypnose behandelt; der Familie Lüge ist nicht zugunsten, daß sie sich seine Wodsprünge noch länger gefallen läßt.“

„Machen Sie ihm schon einen Plan doch plausibel, Herr Kammerherr! Ich habe es auch schon erwoogen. Aber wenn ich ihm gegenüber stehe, blendet mir das Wort in der Achse steden. Dann habe ich immer das Gefühl, daß es mich nichts angeht.“

Der alte Herr lachte verständig: „Da haben Sie im Grunde recht. Seien Sie übrigens froh darüber. Mir liegen, fast möchte ich sagen lieber, betartige Extravaganzen auch schon fern. Mir im Familieninteresse sehe ich mich veranlaßt einzuschreiten. Sie können sich darauf verlassen, es wird mit aller nur möglichen Milde geschehen. Aber entscheidene Bedingungen werden wir ihm schon stellen müssen.“

Wie seine Unterredung mit Robert's verließ, habe ich nicht erfahren. Auch den Lühes wurde nur so viel bekannt, daß sie ziemlich ergebnislos war. Robert's Heyd habe es abgelehnt, sich über sein forderbares Verhalten auszusprechen und er erklärt, einen dem öffentlichen Verlechte freigesgebenen Part zu betreten, könne ihm niemand vorwerfen, liege ihm selbstverständlich fern.

Und wiederum wurde von einem der Knechte, die sich auf ihre Weise auch schon für den nächtlichen Spaziergänger interessieren, der Baronin berichtet, Herr Heyd sei letzte Mitternacht unter der großen Eiche gesichtet worden. Starr und bleich wie eine Bildsäule habe er dort gestanden und in den Mond geschaut.

Der alte Herr lachte verständig:

„Da haben Sie im Grunde recht.“ Sie ähneln sich so sehr, daß man sie für eine Person halten könnte. Wir liegen, fast möchte ich sagen, eodur, d. h. rariante Extravaganzen auch fern. Nur im Familieninteresse sehe ich mich veranlaßt einzuschreiten. Sie können sich da auf verlassen, es wird mit aller nur möglichen Milde geschah. Aber entscheidene Bedingungen werden wir ihm schon stellen müssen.“

Wie seine Unterredung mit Noderich verlief, habe ich nicht erfahren. Auch den Löhns wurde nur so viel bekannt, daß sie ziemlich ergebnislos war. Noderich Heyd habe es abgelehnt, sich aber sein sonderbares Benehmen anzusprechen und nur erklärt, einen dem ästhetischen Verstande freigegebenen Part zu betreten, ihnen ihm nicht verwehren. Baronisse Da und ihre Familie dadurch herauszufordern, liege ihm selbstverständlich fern.

Und wiederum wurde von einem der Anechte, die sich auf ihre Weise auch schon für den nächsten Spaziergänger interessierten, der Baronin berichtet. Herr Heyd sei letzte Mitternacht unter der großen Eiche gekippt worden. Starr und steif wie eine Bildsäule habe er dort gefunden und in den Mond geschaut.

Die Löhns erwogen, ob sie den Part nicht einfach schließen lassen könnten. Doch abgesehen von den technischen Schwierigkeiten und Kosten, die es verursacht hätte, sträubte sich der Familienstolz dagegen, daß es kein anderes Mittel wäre, als solle, sich eines Zubringlichen zu erwehren. Außerdem wäre wohl auch eine mit Scherben gesägte Mauer und ein sorgfältig verschlossener Eittor kein hinderender Schutz gegen tolle Annäherungen gewesen, die wohl noch ganz andere Widerstände zu überwinden hätten.

Nun also hielt mein junger Herr Albrecht den Augenblick für gekommen, wo er mit Kavalleriegeschwindigkeit in Aktion zu treten habe.

In der Villa Heyd wurde ein Brief von ihm abgegeben, dessen Umschlag keine Adresse trug, der aber für Noderich bestimmt war. Der Bote, der von Baron Albrecht ohne Wissen seiner Angehörigen abgesetzt wurde, übermittelte ihn dem Zimmermädchen. Von dieser ging das Schreiben durch mehrere Hände; und da Noderich sich wieder einmal auf einem seiner Ausflüge befand, glaubte Frau Karla es diesem zu folgen.

Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„An Herrn Noderich Heyd.  
Ich habe schon seit längerem, daß Geister und Werdäule auf unserer Gegend umhergeirren. Da ich einen ausgesprochenen Widerwillen gegen solch verächtlich s Kautzeng habe, besonders weil es nichtsnutzig und selbe ist und es nur auf junge Mädchen abgesehen hat, beabsichtige ich Sie hierdurch, daß ich Befehl erteilt habe, darauf zu schießen. Wer es trift, wird eine ansehnliche Belohnung erhalten.  
Nehmen Sie dies geälligst zur Kenntnis und richten Sie sich danach! Auf eine Antwort Ihresseits verzichte ich.“

Albrecht Freiherr von der Lühse.“

Frau Karla, die immer noch nicht achtete, was vorging und worauf sich die rüde Beschimpfung bezog, geriet in die furchtbare Aufregung.

Sie vermittelte den Brief vernünftigerweise vor ihrem Gatten und ließ mich bitten, sie an einer bestimmten Stelle nahe ihrer Wohnung zu treffen. Des Verbotes der Baronin ungeachtet eilte ich zu ihr.

„Sagt diesen Sie nicht länger Schweigen!“ riefte sie mich schon von weitem an. „Ich bin überzeugt, Sie wissen um diese Schändlichkeit. Sprechen Sie! Sprechen Sie schonungslos mit mir! Welchen Anlaß hat Noderich zu diesem Brief gegeben? Handelt es sich um Fräulein Thuzeran? Worüber hat sie sich zu beklagen?“

„Von der Mademoiselle ist schon längst nicht mehr die Rede,“ antwortete ich, „Baron Albrecht glaubt, für seine Schwärze eintreten zu müssen.“

Wie aus den Worten dieses starren Mannes sah ich an, rang dann entsetzt die Hände und rief unter Tränen:

„Da also soll es sein? Die kleine, fromme Da? Ist das möglich? Kommt Noderich sich so weit verweisen, daß er ihr nachsteht?“

„Wievoll trägt Baronisse Da die größte Schuld.“

Noderich ist wie besessen von ihr. Sie haben es ja selbst gesehen, er ist nicht wiederzukommen. Die von einer freien Idee beherrschte, umkreist er sie mit Tag und Nacht. Ob er sie für Wochen überhaupt gehen hat, ist mir als zweifelhaft; mit welchen Mitteln sie ihn an sich lockt, weiß ich ebensovienig wie Sie. Nur den G. fest sitzt er da und „Juchaz“ darüber: Noderich Heyd macht der Baronisse Da auf die sonderbarste Weise von der Welt den Hof.“

Sie versuchte sich zu sammeln, bedachte sich einige Sekunden. Dann sagte sie bebrüht:

„Ich fühle mich außerstande, Noderich zur Rede zu stellen. Es würde ja auch gewiß nichts helfen. Wie will mag es mit ihm gekommen sein! Wenn doch ein Brief möglich war, müßten doch schon ganz andere Dinge vorausgegangen sein.“

„Nichts anderes, als daß die Löhns sich gegenseitig in eine immer heftigere Erbitterung hineinstößten, eine Rivalität, die in keinem Verhältnis steht zu der Bedeutung von Noderichs einsamen Wegen.“

„Aber dann ist es doch die höchste Zeit, sie aufzuklären und zu beruhigen. Dieser Brief verlangt dringend nach einer Antwort, auch wenn er sie sich ausdrücklich verbietet.“

„Ich wähle nichts Besseres zu raten, als daß Sie die Baronin zu sprechen versuchen. Vielleicht wird sie Ihnen als der Gattin Glauben schenken, wenn Sie ihr Noderichs Charakter schildern und ihr klar machen, daß er ein bedauerlicher aber kein gefährlicher Mensch ist, daß er sich am ehesten zu sich selbst zurück finden wird, wenn er eintritt, daß sein Treiben ohne Wirkung bleibt.“

Sie entschloß sich dazu, so peinlich es ihr war, den Fuß noch einmal über die Schwelle von Zerled zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

### Sodom.

Aus dem bei Hammerich & Leiser, Hamburg-Altona erscheinenden neuen Buch „Aus Sodomenschen und Jungfernhuden“ von Kurt Kähler, dessen erfolgreichster Seefahrtsroman „Steuermann Post“ im 11. bis 13. Band auszugeben werden können.

Schwarze Wolken, auf deren Rändern Elber zu föhneln schien, wanderten eilig über das bläulich erhellte Himmelsfeld am großen, runden Mond vorbei. Sie trieben mit dem Winde, der mit tollkühnem Brausen die breite Erbänderung heraufsaug.

In der Stiebekammer der Schenke hinterm Augenweid sah der alte Thieb Thomson aufrecht in seinem Bett, den mageren Nacken gekrümmt, die verdorrten Arme auf der Bettdecke. Er starrte in den Wechsel von fahlem Licht und schwarzen Schatten, der gellend durch die Kammer zog. Von unten aus der Stiebekammer kam Lärm, aufsteigend und wühl. Betrunkenes Männerlachen, aufsteigende Schreie aus Weibermund, Gläserklirren, Pfaffenklänge, Faustschläge auf den Tisch, wimmernder Gesang einer Ziehharmonika.

Der Alte verzog den zapfenlosen Mund. Es hatte längst Mitternacht geschlagen. Verdammt, die da unten waren immer noch nicht fertig. Sie würden lachen und lachen und liebertliche Dinge treiben, bis das Frühlicht blies und er sie über die Erde trock und sein Totengesicht an die Scheiben schaute.

Ein helles, alles überdeckendes Lachen jubelte auf. Das war Antje, die jüngste. Es wollte nicht enden, dieses jubelnde Lachen. Die Knochenlanger des Alten krümmten sich. Sieben Wochen war sie nicht oben gewesen, weil ihr der Krankengeruch der Kammer widerlich war. Er horchte auf. Das war der Schrei Märtas, den sie ausstieß, wenn einer nach ihren festen runden Armen griff. Nun sang irgendein Mann ein gemehes Lied. Nun kreischte die Balge der Ziehharmonika, die der rothaarige Schiffer aus Wewelsfelte wild auseinanderpflanzte. Nun lachte Antje aufs neue. Nun knallten Champagnerpfropfen.

Er war heute neunzig Jahre alt geworden, der Schenkwirt Thieb Thomson, der seit zwölf Jahren geküht in der Stiebekammer lag. Neunzig Jahre. Feiertage die da unten

selben Geburtstag? Verdammt, nein. Sie trieben es alle Abend so, seit zwei oder drei Jahren. Seine ehedare Schenke war ein Kubernet geworden, seit er hilflos mit lahmen Knochen im Bett lag und Tag um Tag mit dem Ende rang. Die Bauern von Wewelsfelte und die Schiffer von Gliscladt mit den Ehedne. Stadtblut aus Hamburg und Emschern, Reisende, die sich in der Gegend aufhielten, Reiternd aus Tjebow vortrugen in der Hinterstraße ihr Geld und giefen nach seinen Entlohnstücken.

Durch die Giebelkammer, lautlos und gepenierhaft. Ein Unausführlich wanderten Wolkenhäuten und Mondlicht Dampfert tutele laut von der Erde her. Der heulnde Ton bohrte sich dumpf ins Herz. Der Alte schüttelte sich vor Grauen. Es wühlte wie Eisenadler über den ausgeörrten Körper. Wenn doch das alles zu Ende wäre! Wenn das Blut doch erlitten wollte, das sah durch die geschwollenen Adern rann.

Drei Freunde hatten heute nachmittag an seinem Bett gesessen, Bauern aus Wewelsfelte. Der eine neunzigjährig wie er selber, die anderen ein paar Jahre jünger. Vor einem Jahr waren es noch fünf gewesen. Zwei schliefen nun in der Erde.

Sie hatten Nachbarnschmups getrunken, zu weien eine Flasche, die Märtas ihnen hinausgebracht hatte, jeder acht Glas, und von Erinnerungen geschwätzt und von ihren Weibern, die längst tot waren. Pöhlisch hatte Jürgen Bosh g. sagt, der alte Apfelbaum, der nur noch einen großen gelben Zahn vorn im Munde hatte, ganz unvernünftig, heiser und höhnlich:

„Sodom und Gomorra hast du in deiner Schenke, Thieb Thomson.“

Die anderen hatten gelacht, der eine zornig, der dritte heiser und Ältern. Sie hatten gierig zum Schnaps gegriffen, ihn mit zitternden Händen ins Glas gegossen und mit den wackelnden Köpfen genascht.

Thieb Thomson hatte kein Wort gesprochen. Sodom und Gomorra! Es bohrte sich in sein trodenes Hirn.

Als die drei Alten davongestorlet waren und die Magd heraufkam, um die Abendgrüße aufs Bett zu legen, die breitfüßige, trall gewachsene Magd, die das Treiben unten im Hause mitmachte, doch die einsigle war, die sich um ihn kümmerte, sagte er, mit verworrenen Augen starr durchs Fenster blickend, durch das nun zwölften hohen Ausbäumen Schiffsmaße und qualmende Schornsteine dahingeliet er sah:

„Such mir die Bibel. Sie liegt unten im Schrank in der Gaststube.“

Die Magd stemmte die roten Hände gespreizt in die Hüften:

„Die Bibel?“

Ein stechender Blick traf sie aus zornig herumschweifendem Gesicht. Sie schüttelte den gelbhaarigen Kopf, lachte bumm und holte das Buch.

Mählan arbeitete der Alte an silbernen Verschluß der Schwinsledernen Kleiderkasten, die verrotet, von Mäusen zernagt, schwer auf der roten Bettdecke lag. Von seiner gelben Silen tropfte Schweiß. Aus den Fingerspitzen troff Blut. Er rief und rief und röchelte und schluchte. Endlich hatte er sie auf. Er griff häßig in die vergilbten Blätter, fuhr mit verborrter Hand über die große schwarze Schrift mit den lichteroten Initialen und fand das Kapitel von Sodom und Gomorra. Er las stumm, mit heißen Fingern die Zeilen entlang tastend, jedes Wort wiederholend, wobei es im trüben Wasser der verbliebenen Augen flackerte wie grünliches Grundlicht aus der Tiefe eines sumpfigen Moorloches:

„Und der Herr sprach: Es ist ein Gefährte zu Sodom und Gomorra, das ist groß, und ihre Sünden sind gar schwer. Darum will ich hinabfahren und sehen, ob sie alles getan haben, nach dem Gefährte, das vor mich gekommen ist, oder ob dem nicht also sei, daß ich's wisse!“

Er las es zum zweitenmal und zum drittenmal, mit einer Stimme, die aus der Kehle rächelte wie Sterbensatem. Dann starpte er das Buch schwer zu. Es rutschte über das rote Bettlaken und fiel polternd zu Boden.

Unablässig starrte er in die graublau aus den Stuben-

winkel heraufstreichenden Dämmerung. Es kam die Nacht mit den wandenden Wollen. In der Schenke wühlte die Nacht aus der freistehenden Harmonika. Sie e gelächelten Glöcker stierten. Er spreizte die Finger mit in letzten Krampf.

„Es ist ein Gefährte zu Sodom und Gomorra, das ist groß,“ murmelte er leuchtend. Dann schloß er mit verkrümmten Fingern, horchte und murmelte, und die alte Stimme hatte ein hieses, sich lang hinziehendes Grollen:

„Ich will hinabfahren.“

Er ruckte den hageren Kopf über die Kante des Bettes und lauschte nach unten. Der Kopf wackelte auf kraftlosem Hals. Da lachte Antje. Da schrie Märtas. Da kreischte die Bibel.

„Sodom und Gomorra.“

Mit ungeheurer Anstrengung, die ihm Schweiß aus allen Poren preßte, wählte er sich aus der Bettlaken, ruckelte sich mühsam auf und raptte, Worte murmelnd, durch bläuliches Mondlicht zur Tür.

Er leuchte heiser: „Ich will hinabfahren.“

Schmerz rief in seinen eingetrockneten Gelenken. Er spürte es nicht. Schlotternd taumelte er sich zur Treppe.

Wie ein Gespenst, aus dem Erdboden geschaffen, stand er plötzlich in der geöffneten Tür, eine gekrümmte Knochengestalt mit wütem, wüstem Haar um den nackten Schädel, bespült von Lichtblitz und Harrendampf, besleitet mit rotem Hemd, das bis zu den Hüften ruhen lag. Vom Schrei gepackt, brüllte der rothaarige Schiffer aus Wewelsfelte die Balge seiner Harmonika so schauerlichen Gedächtnis an. Alle, die in der Stube waren, bildeten zur Tür und erschanden. Nachwind heulte neues Haus und raschelte schwer in den Ausbäumen. Die Harmonika rasselte auf den Fußboden. Eine Weiberimme schrie entsetzt:

„Schwöter!“

Es war Märtas. Antje, bleich wie das Kalklicht des Hagstylens, das von der Decke spalte, führte in Todesangst:

„Großer Gott!“

Sie begannen zu weinen, laut, geist, daß es die Herzen zerschmit. Der Alte starrte leuchtend ins Zimmer, beide Hände geballt nach oben gestreckt. Die Männer, sich ernsthaft, radte das Grauen. Sie schloßen davon, einer nach dem anderen. Zuerst der rothaarige Schiffer, die Ziehharmonika unter dem Arm, lauernd, gebückt, den freien Arm über die Stirn gekrümmt, als fürchte er einen Schlag. Er rief, während er durchs Zimmer schlich, die blaue Decke vom Tisch. Gläsern und Gläser stürzten stierend zu Boden. Da schloß Märtas aus neue und stob. Antje, hell aufgerichtet, das bleiche Gesicht starr und von Tränen überströmt, wollte nach dem Großvater greifen, der sich ihr näherte, mit welchem Gesicht vor den Lippen. Da sah sie das Einsehen. Laut aufweisend ließ die der Schwester nach, beunruhigtes, den Deck entlang, durch Nacht und Mond, weiter, immer weiter, mit aufgehobenen Armen, bis zur Schwelle von Gliscladt, wo sie ohnmächtig hinfiel.

Regungslos, mit weit geöffneten Augen stand die Magd unter der Tür. Sie sah, wie der gelähmte Schenkwirt sich an die Tischkante klammerte, den gemürbten Arm ausstreckte, der nach und zitternd aus zerfetzten Hemdärmeln nach Streckhölzen langte, die verstreut auf dem Tisch lagen. Sie hörte ihn murmeln:

„Sodom und Gomorra! Feuer und Schwefel auf Sodom und Gomorra.“

Da truden die Beine des Alten zusammen wie trockene Stäbe. Ein heftiger Seufzer quoll über die Lippen. Dann fiel er dumpf hin.

Die Magd, verblüht und zitternd, schleppte ihn die Treppe hinauf und hob ihn mühsam aufs Bett.

Der Himmel war ohne Wolken. Rund und rein ruhte im bleichen Blau der Mond. Das Gesicht des alten Thieb Thomson war starr wie gestorener Schnee.

Auf dem Stuhl neben dem Bett hockte die Magd. Sie stieß das Vaterunser heraus, und geriet, von Angst gepreißelt immer aufs neue, bis das Frühlicht seine grauen und furchigen Scherle in Geißt der Ruhbäume hängte.

